



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Drei Revolutionen in der deutschen Literatur : eine Studie : (Schluß). 4

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Drei Revolutionen in der deutschen Litteratur

Eine Studie

(Schluß)

4



er Vergleich so eigentümlicher, in allen drei litterarischen Revolutionen wiederkehrender Erscheinungen, die scharfe Betonung des Widersinnigen und der bewußten und unbewußten Täuschungen in allen revolutionären Kunstprogrammen, der Nachweis, daß die leidenschaftlichen und einseitigen Versuche, ein paar bevorzugte Vorstellungen an die Stelle von Natur und Welt zu setzen, regelmäßig gescheitert sind und in aller Zukunft scheitern werden, alles das darf nicht dahin mißverstanden werden, als ob damit die wirklichen Leistungen und der Gewinn, den die deutsche Litteratur auch aus den revolutionären Bewegungen davongetragen hat, in Abrede gestellt oder vergessen werden sollten. Die Zauber der romantischen Märchenpoesie, der wunderbare Nachhall des Naturlauts in der romantischen Lyrik, die besten politischen Streit-, Kampf- und Zornlieder aus der jungdeutschen und der Periode der politischen Poesie, die eigentümlichsten Gestalten und stimmungsvollsten Zustandsbilder, die dem modernen Naturalismus gelungen sind, wer möchte sie missen? Oder wer verschließt sich gegen die Wirkungen, die die deutsche Romantik auf außerpoetischen Gebieten hervorgerufen und mit denen sie einem Duzend neuer Wissenschaften das Leben gegeben hat? Wer leugnet, daß die politischen Instinkte und die weltfahrende Betriebsamkeit der Jungdeutschen zwar nicht der Litteratur, aber der deutschen Publizistik mannigfach zu gute gekommen sind? Wer verkennet, daß die entschlossenen Zustandschilberungen und der Wahrheitsfanatismus unsrer Naturalisten den Sinn aller wirklichen Talente für die Natur gestärkt und das Gewissen gegen die Sünden der leblosen Überlieferung geschärft hat?

Nicht darum handelt es sich, die unzweifelhafte Bedeutung dieser revolutionären Schulen oder Gruppen in der Entwicklung unsrer Litteratur herabzudrücken, sondern darum, den von jeder Bewegung jedesmal aufs neue angemessenen Anspruch: die allein mögliche Wiedergabe der Welt und die allein fruchtbare Entwicklung vorzustellen, in seine Schranken zu weisen; und darum den Nachweis zu führen, daß keine wahrhafte Kritik, der es Ernst ist um die Dichtung oder Kunst, den Fanatismus einer revolutionären Litteratur- oder

Kunstpartei teilen darf. Es klingt ja recht gut auf der Seite des Heute gegen das Gestern stehn, auf der Seite der Zukunft gegen die Vergangenheit, der schaffenskräftigen Jugend gegen das verknöcherte und impotente Alter, aber das erste und letzte Ziel wahrer Kunstanschauung und Kunstkritik wird bei dieser Parteinahme fast regelmäßig verfehlt. In allen drei Revolutionen, in der jüngsten modernen stärker als zuvor, ist die irreführende Losung: alt und neu zehntausendfach erklingen. Die wahren Unterschiede, um die es sich handelt, sind und bleiben allein die Unterschiede zwischen Ursprünglichkeit und Nachahmung, zwischen Wahrheit und Schein, zwischen Kraft und Unvermögen, zwischen Meister und Stümper, und es ist die härteste Anklage gegen die drei Revolutionen des neunzehnten Jahrhunderts, daß jede sich beeifert hat, an die Stelle dieser Grundunterschiede andre, unwesentliche und modische zu setzen. Selbst wenn es wahr wäre, was Leo Berg geltend macht, daß „in der Empörung gegen die Vergangenheit, in dem Sichemporheben über sie die Größe jeder neuen Zeit bestehe,“ so würde es sich immer darum handeln, ob diese Empörung und Emporhebung mehr Ursprünglichkeit, Wahrheit, Kraft und Meisterschaft offenbart habe, als der vorhergehenden Periode eigen gewesen ist. Weil es sich selten so verhält, und weil allenfalls eine seelenlose und wüste Zeitungspolemik, aber niemals die poetische Empfänglichkeit und das natürliche Urteil den bloßen Anspruch für die Leistung gelten lassen können, ist in jeder litterarischen Revolution das Parteiprogramm großsprecherischer, unduldsamer, der Anspruch auf Alleinbedeutung hochmütiger und lärmender geworden.

Die Romantiker, die nicht gering von sich selbst dachten und wenig außerhalb des eignen Kreises gelten ließen, wurden im Selbstgefühl und Selbstlob von den Jungdeutschen weit überboten, die ihrerseits wieder für zaghaft und bescheiden im Vergleich mit unsern Jüngsten, von denen jeder „sich selbst setzt,“ erachtet werden müssen. Die Berufung auf die Jugend hat sich in dem Maße gesteigert, als die Jugend selbst unjugendlicher geworden ist; der Trumpf: „jung! jung! jung!“ soll jeden andern selbst dann übertrumpfen, wenn Jugend von allen ihren charakteristischen Eigenschaften nur noch die Unreife, aber weder den Schwung und Mut, noch die Lebensfreudigkeit und das selbstvergeffene Wohlwollen aufweist. Da muß es denn einmal ausgesprochen werden, daß die gegenwärtig herrschende Vergötterung eines Jungseins, das auf nichts besserem beruht, als auf dem Geburtsjahr, eine der schlimmsten und dümmsten Verirrungen der Tageskritik ist. Wohl, es giebt eine Jugend, ein Gefühl, einen goldnen Schimmer und Hauch der Jugend, die unwiderstehlich bleiben, die auch in der Dichtung und Kunst durch nichts zu ersetzen und zu übertreffen sind. Wer diesen Glanz und Hauch je in poetischen Schöpfungen empfunden hat, wird ihn um nichts missen wollen; alle Erhabenheit und Reife von Shakespeares „Macbeth“ oder „Coriolan“ können den Jugendzauber von

„Romeo und Julia“ und des „Kaufmanns von Venedig“ nicht überbieten, und der Morgentau auf Goethes Jugendlyrik und zahlreichen Szenen des Wertherromans und des Urfaust funkelt bestrickender, als die wunderbarsten Juwelen seiner spätern Poesie! Sa selbst eine minder hochstehende und glückliche Art der Jugend, die sich in dreister Zuversicht und aufwallender Festigkeit äußert, kann im poetischen Ausdruck Teilnahme wecken und fesseln. Auch bleibt es ein Recht der Jugend, ihren jeweiligen Anteil an der Erneuerung und Umgestaltung aller Dinge mit Stolz zu empfinden. Von alledem ist in den drei litterarischen Revolutionen des ersten, des vierten und letzten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts nur wenig und je länger um so weniger zu spüren. Über gewissen Häuptern und Leistungen der Romantik liegt, wenn man von den von Nüchternheit trunkenen und in eitler, mehr greisenhafter als jugendlicher Selbstüberhebung befangnen Gebrüdern Schlegel absieht, der Schimmer und Hauch echter Jugend noch am vollsten. Er verblaßt und verweht in auffälliger Weise bei den Vertretern des jungen Deutschlands von 1830, von denen Immermann nach seiner Begegnung mit Gutzkow und Wienbarg mit nur zu viel Recht urteilte, daß sie glasscharf und schneidend, sonderbar kalt, ohne Liebe und Gemüt erschienen, daß sie alles, was Leben, Studien, Schicksal erst im Menschen zur Reife kommen lassen soll, herb und grün von den Zweigen schüttelten und sich selbst vorschnell den frischesten jungfräulichsten Reiz der Dinge zerstörten. Was würde ein Immermann erst zu der seltsamen Paarung von Überreife und Unreife gesagt haben, die in der jüngsten litterarischen Revolution zu Tage getreten ist!

Doch auch jede Erörterung über die Art und Besonderheit der litterarischen Jugend der Gegenwart beiseite gesetzt, angenommen, daß dieser Jugend das volle Maß unverkümmerter und gesunder Entwicklungsfähigkeit (auf der Entwicklungsfähigkeit liegt der Accent) zukomme, das der Jugend andrer Generationen eigen war; zugestanden, daß ihre Absichten groß, ehrlich, beständig seien — so bleibt die ausschließliche Betonung der Geburtsdaten eines der zugleich traurigsten und heitersten Symptome der kritischen Anarchie, die im Gefolge der dritten litterarischen Revolution hereingebrochen ist. Zu Zeiten und gewissen Auslassungen kritischer Vorkämpfer der „Moderne“ gegenüber sollte man wirklich meinen, daß das unpersönliche Verdienst, erst nach der Gründung des Reichs geboren zu sein, schon eine Bürgschaft auf Talent und einen Anspruch auf Ruhm in sich schließe. Selbst wo man sich vor dieser unfreiwilligen Komik zu wahren weiß, gewinnt es doch nur allzuoft den Anschein, als ob alle Pfuscher und Stümper, alle dilettantischen Modelkünstler, alle Talmitalente vor 1880 gelebt und gewirkt hätten, und erst seitdem echte Dichter- und Künstlernaturen zu sehen wären. Die Kritik des Augenblicks unterliegt derselben Täuschung, der einst die romantisierende und nach 1830 die liberalisierende Parteikritik anheimgefallen sind. Das Bedürfnis, die mo-

dischen Vorstellungen, Probleme, Farben in allem, was geschaffen wird, wiederzufinden, ist in litterarischen und künstlerischen Revolutionen eben stärker, als der Zug zur einfachen Wahrheit, und als die Einsicht, daß die Weltweite einer großen Dichtung und Kunst eine Fülle selbständiger Individuen nicht bloß erträgt, sondern fordert. Lieber begnügt sich die herrschende Stimmung mit dem dürftigsten Abglanz des gerade modischen Lichts, ja an Stelle von zeitgemäßen Gestalten mit bloßen Schatten, als daß sie sich zur Anerkennung poetischer Leistungen verstünde, die den Tages- und Augenblickstempel nicht tragen.

Durch alle drei Revolutionen hindurch läßt sich erweisen, wie diese Anwendung falscher Maßstäbe, diese Verirrung einseitiger Kritik nicht bloß ein Hemmnis freier und gerechter Würdigung bedeutender Schöpfungen gewesen ist, sondern oft selbst in Widerspruch mit den eignen ursprünglichen Forderungen an Natur, Selbständigkeit und künstlerischen Ernst der Bewegung oder Richtung gerät. Und auch hier kann man sagen, daß die Einseitigkeit und die Willkür in dem Maße gewachsen sind, als die Litteratur immer breiter und das Litteraturpublikum immer massenhafter geworden ist. Bei aller oft naiven Vorliebe der romantischen Kritik für romantischen Aufputz und romantische Klingklangeffekte, bei der unverhohlenen Bevorzugung der modisch gefärbten Erfindung vor der jeder andern bewahrte doch die romantische Kritik ein Bewußtsein, daß es andre, in gewissen Fällen wohlberechtigte poetische Anschauungen und Ausdrucksformen gebe, als die von ihr gepriesenen. So leidenschaftlich und ungeduldig das junge Deutschland und die ihm verwandten junghegelschen Philosophen und Kritiker politisches Blut in alle Adern der Litteratur einzuführen suchten, so vergaßen sie nicht völlig, daß neben dem von ihnen bevorzugten politischen Leben ein andres treibe, webe und poetische Spiegelung finde. Mitten zwischen die parteiliche Überschätzung der neuen, die Unterschätzung der alten, das Menschendasein lenkenden Mächte, die in der Litteraturkritik der dreißiger und ersten vierziger Jahre vorwiegt, drängt sich die gelegentliche Erkenntnis herein, daß der Bauer, in diesem Falle der poetisch dargestellte nichtpolitische Mensch, sozusagen auch ein Mensch sei. Dieses Stück einfacher Vernunft und Gerechtigkeit scheint der modernsten Kritik abhanden gekommen zu sein. Weil die poetische Darstellung nach ihrem Sinne beinahe ausschließlich auf die äußersten Spigen des Lebens, die abnormsten Konflikte, die schlimmsten Erbteile des Blutes, die unbildsamsten Charaktere gestellt erscheint, leugnet die Kritik frischweg die Mitte des Lebens, leugnet die Macht des Normalen und Gesunden, von der selbst ein naturalistischer Ästhetiker wie Bölsche zugestehet, daß sie das große Prinzip der Natur sei, „nirgendwo vollkommen erfüllt, aber über allem als ewiges Ziel schwebend, niemals ganz realisiert, aber darum doch die unablässige Hoffnung des Realen.“ Da dieses Zugeständnis wiederum das Weltbild an die Stelle des Zerrbildes setzt und die Forderung an den Dichter, aus der sensationellen Übertreibung

der Abnormitäten herauszukommen, ganz unerläßlich macht, zieht die revolutionär gestimmte Kritik vor, die „neue“ Frage statt des lebensvollen Gefächts, die naturlose Unmöglichkeit statt der glücklich erfaßten Wirklichkeit, als Wahrheit des modernen Lebens zu preisen.

Bei dieser Verirrung der zeitgenössischen Kritik spielt die Einwirkung einer der Poesie ganz und gar entfremdeten Geistesverfassung und Anschauung mit. Wer die Zunahme der methodisch gezüchteten Entlehnungs- und literarischen Einwirkungstheorie einigermaßen aufmerksam verfolgt hat, einer Theorie, nach der kein Dichter jemals einen unmittelbaren Eindruck von Welt und Leben empfangen, jemals seine eignen Empfindungen, Erfahrungen und Erlebnisse ohne Benutzung längst vorhandner poetischer Motive und Figuren gestaltet hat, wer mit Staunen erfahren mußte, daß der ganze „Faust“ schließlich als ein Sammelsurium von Nachklängen und Reminiszenzen erscheint, daß die Natur dem Dichter nichts gewährt, die Bücher ihm alles geben, der darf über eine Kritik nicht allzu sehr erstaunen, die die modernen Dramen und Romane nicht mehr an der Wirklichkeit der Dinge, an der innern Wahrheit des Dichters, sondern an Kapiteln und Seiten von Zola, Maupassant, Ibsen oder Tolstoi mißt. Im Zusammenhang mit der alexandrinischen Auffassung, die alles Dichterwerk als nachgeahmt, erlesen, ergrübelt, aneinandergeslickt betrachtet, hat die moderne Kritik das Gefühl für die unmittelbare Phantasie und ursprüngliche Gestaltungskraft verloren und fragt nur nach dem Zusammenhang der poetischen Erscheinungen mit der „Bewegung“ und „Richtung.“ Anzengruber und Theodor Fontane, die unmittelbar nach der Natur und nicht nach Büchern und Vorbildern geschaffen haben, gehn so drein; die rechte Anknüpfung an den französisch-russischen Stil, der der Stil der Modernen ist, fehlt ihnen freilich. Und so stehn wir vor der wunderbaren Thatsache, daß eine Revolution, die mit der leidenschaftlichsten Anrufung und angeblichen Entfesselung der Natur begann, in lauter litterarischen Nachahmungen, glücklichstenfalls in poetischen Paraphrasen zu einer Anzahl psychologischer und pathologischer Sensationswerke verläuft. Das Leben rauscht indes weiter und über die, die sich anmaßen, seine Lenker und Deuter zu sein, hinweg. Die großstädtische Zeitungskritik aber, der nun glücklich sämtliche Phrasen vom europäischen Menschen, von den noch wirkenden Atavismen der hinter uns liegenden Weltanschauung eingebleut sind, fährt fort das Publikum zu belehren, daß große Entwicklungen nur im Einklang mit dem „Impuls des Augenblicks“ und im Zusammenhang mit einem herrschenden, dem Tag entsprungenen Stil möglich sind. Daß sich Goethe dem „Stil“ des Sturms und Drangs, Heinrich von Kleist dem Stil der Romantik, Gottfried Keller dem Stil der politischen Poesie entwunden und es dabei zu einer gar nicht übeln Entwicklung gebracht haben, verursacht dieser Kritik kein besondres Nachdenken, nur „Philister und Proleten“ befaßen sich mit der Vergangenheit.

Soviel erhellt aus allem Angeführten, daß die litterarischen Revolutionen jederzeit gegen die Nachahmung des eben verdrängten oder bestrittenen poetischen Lebens gekämpft, immer die Ursprünglichkeit gepriesen, aber schließlich allemal wieder die Nachahmung ihrer eignen bahnbrechenden Werke, ihrer eignen Konvention gefördert haben. Die Übereinstimmung mit keinem der revolutionären Programme hat das Gedeihen selbständiger Kräfte und glücklicher Schöpfungen verbürgt. Nicht die natürlichen Wandlungen in der poetischen Darstellung, die wechselnde Bevorzugung einzelner Seiten des Lebens, das Ringen nach neuen künstlerischen Formen und Ausdrucksmitteln sind der Dichtung gefährlich, und nicht das Eintreten der Kritik für das Neue gefährdet die Entwicklung, sondern der revolutionäre Fanatismus, die wilde Ausschließlichkeit, die den Teil für das Ganze, den Vorsatz für die Leistung, die eigne Willkür für Gesetz oder eherne Notwendigkeit ausgeben will. Im Lichte der geschichtlichen Betrachtung ist dies für die romantische und die jungdeutsche Litteraturrevolution längst klar geworden, und mit einigem guten Willen und etwas Unabhängigkeit von modischen Schlagworten läßt es sich auch inmitten des gegenwärtigen Getümmels erkennen.

Die größten und glücklichsten Schöpfungen der Kunst erwachsen, wo und wann sich der Genius und das starke Talent einer allgemein zwingenden, die Besonderheit überspülenden Flut entwinden. Da Shakespeare die Schauer- szenen des Titus Andronicus und die taffetnen Phrasen, das feidne Wort- geklinge und die dreidrähtigen Hyperbeln des euphuistischen Stils hinter sich ließ, wurde er, der er ist. Da, um minder vornehme Beispiele zu wählen, Ludwig Tieck den Bann der künstlichen Mittelalterlichkeit durchbrach und in seinen Novellen die poetischen Motive des modernen Lebens ergriff, da Wilibald Alexis und Karl Immermann die romantische Konvention abstreiften und der eine in seinen historischen, der andre in seinen Gesellschaftsromanen die Welt mit eignen Augen sahen und das Leben mit eignen Mitteln darstellen lernten, da steigerte sich ihre Bedeutung. Wie wichtig es auch für die histo- rische Kenntnis dieser und tausend anderer Talente sein mag, alle Einflüsse zu prüfen, unter denen ihre Entfaltung stattfand, alle Fäden aufzuzeigen, die sie mit den Überlieferungen und dem Stil ihrer Zeit verknüpften, wichtiger ist doch, den selbständigen Kern ihres Wesens, den eigensten Zug zu ergründen, der sie über alle litterarischen Einwirkungen ins Leben trieb und ihre besten Schöpfungen mit Leben erfüllte. Das echte Verständnis eines Dichters und die produktive Kritik heben immer erst da an, wo man ihn aus der littera- rischen Gruppe, der er wohl oder übel zugerechnet wird, heraushebt und in seiner Ganzheit würdigt. Wie verderblich ist es Grillparzer geworden, daß die Kritik nichts als das Äußerlichste und Allgemeinste an dem großen ent- faltungsfähigen Künstler zu sehen wußte, daß er jahrzehntelang dem Publikum als Schicksalsdichter, als Dramatiker nach spanischem Muster oder als Epigone

der Klassik vorgeführt wurde. Selbst seine Lobredner merkten nicht oder nur ganz vereinzelt, welch eine selbständige Natur in den Werken immer eigentümlichem Ausdruck fand, welch eine mächtige, wenn auch im Ausdruck oft spröde künstlerische und geistige Entwicklung hinter den angeblich „akademischen“ Schöpfungen des Dichters vor sich ging. Nun freilich giebt es Grillparzer-Gesellschaften, ein Grillparzerjahrbuch und eine ganze Grillparzerlitteratur!

Unter Umständen beruft sich die der jüngsten Revolution entstammende und von ihr getriebne Kritik auf unser Beispiel und macht geltend, daß sich alles, was der romantischen und der jungdeutsch-politischen Beurteilung dunkel geblieben sei, dem modernen Urteil leicht erhellt habe. Dies ist denn auch insoweit wahr, als sich Vorkämpfer Ibsens Verdienste um die rückschauende Würdigung der realistischen Seite von Grillparzers Kunst erworben und die Persönlichkeit des Dichters zuerst voll erkannt haben. Nichtsdestoweniger bleibt es gewiß, daß die jüngste, rein das Parteiprogramm vertretende, in allen Fibern revolutionäre Litteraturanschauung dieselbe Unfähigkeit zur Erfassung einer wirklich bedeutenden entwicklungsreichen Dichternatur, die unter uns lebte, erweisen würde, der die romantisierende und liberalisierende Kritik nicht minder als die akademische, pseudoklassische verfallen ist. Denn keine einigermaßen bedeutende poetische und künstlerische Entwicklung vollzieht sich im Rahmen einer revolutionären Bewegung, selbst wo diese Bewegung zunächst einen Aufschwung bedeutet hätte. Und so wird immer wieder die Anschauung und die Empfänglichkeit zu Recht kommen, die Gehalt und Wert der poetischen Erscheinungen nicht an ihrer Übereinstimmung mit einer gewissen Zahl von neuen stilistischen Forderungen, sondern an Welt und Leben mißt und darauf beharrt, daß Welt und Leben größer, mächtiger und vielartiger sind, als die Begriffe und Vorurteile irgend welcher Schule, Clique oder Richtung. Daß diese objektive, zuletzt allein fruchtbare und siegreiche Anschauung den poetischen Leistungen unsrer Tage gegenüber in ganz besonderer Weise erschwert ist, liegt in dem wunderlichen Bunde, den die neueste Litteratur und Kunst mit der ohr- und seelenbetäubenden Reklame eingegangen ist. Während den Schaffenden alles daran liegen müßte, als Individualitäten, als selbständige Naturen zu gelten, während, wie wir gesehen haben, das ursprüngliche Lösungswort jeder litterarischen Revolution Selbständigkeit, freie Entfaltung der poetischen Natur war, beeifert sich die Reklame, die nichts anderes kennt als Sensation und Sensation nur innerhalb der Mode hofft, von jeder Schöpfung des Tages zu versichern, daß sie nicht einen Schatten von Selbständigkeit aufweise, daß sie ganz und gar modern sei, das heißt ganz und gar naturlos, modisch konventionell, gemacht, nicht gezeugt. Es ist zu fürchten, daß die Reklame in nur zu vielen Fällen vollkommen recht hat. Aber es giebt unzweifelhaft auch unter den Dichtern der Gegenwart etliche, die das Knie nicht vor Baal gebeugt haben. Jeder revolutionären Enge werden sich kräftige und nach

größerer, freierer Welt verlangende Talente auch in Zukunft so tapfer und so erfolgreich entziehen, wie dies in der Vergangenheit geschehn ist. Und so wird denn auch für alle Folge der größer empfindenden, schärfer schauenden, die echte Entwicklung fördernden nicht revolutionären Kritik ihre Hauptaufgabe höchstens erschwert, nicht verkümmert werden können. Dem ernstern Freunde ernstern Litteratur bleibt als Resultat der Betrachtung der treibenden Mächte wie der bleibenden Schöpfungen unsrer Dichtung, daß es im Laufe eines Jahrhunderts dreimal notwendig gewesen ist, einer geschichtsblinden und parteiischen Einseitigkeit, einer revolutionären Leidenschaft, die nur den Tag und die Stunde, ja in dem Tag und der Stunde nur sich selbst und ihr eigenmächtig gesetztes Gegenbild kannte, die Zustimmung zu weigern und die Alleinherrschaft zu bestreiten.



Über griechische und römische Verfluchungstafeln

Von H. Blümner in Zürich



So alt wie das Menschengeschlecht und wie die menschlichen Leidenschaften, so alt ist der Wunsch, daß es dem Freunde gut, dem Feinde schlecht gehn möge. Und da auch der Aberglaube so alt ist wie das Menschengeschlecht, so ist ebenso alt auch das Bestreben, durch geheim wirkende Kräfte, durch Zauberkünste und Beschwörungen den Feind entweder zu töten oder ihm Schaden zuzufügen oder zum mindesten ihn der Macht zu berauben, selbst zu schaden. Solchen Zauber kannte das Altertum seit früher Zeit, und mannigfaltiger Art waren die Mittel, deren man sich dafür bediente; denn der Grieche und der Römer waren stark im Haß gegen den Feind, was ihm seine Religion nicht verbot. Aber auch das Christentum, obgleich es unter seinen Vorschriften die Liebe zum Feinde hat, kennt ähnliches; denn keine einzige Lehre der neuen Religion war so schwer zu befolgen und wird bis auf den heutigen Tag so oft übertreten, wie die ideale Forderung: „Liebet eure Feinde!“ Wie verbreitet im Mittelalter und noch lange darüber hinaus der Glaube war, daß Menschen durch Zauber ihren Mitmenschen Schaden zuzufügen vermöchten, lehren uns die Hexenprozesse; noch heute ist dieser Glaube in minder zivilisierten Landen, wie z. B. an der untern Donau oder im innern Rußland, durchaus lebendig, und daß selbst auf deutschem Gebiete sehr vielfach noch die Landbevölkerung aus „Behexen“ glaubt, ist bekannt genug.

Freilich ist es darin anders geworden gegen früher, insofern solches Böse bloß andern Menschen zugetraut wird, aber in der Regel die solchem Aberg-